

Siebenschönchen : Novelle

Autor(en): **Hardung, Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **198 (1919)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Siebenschönchen.

Novelle von Victor Hardung. (Aus den „Viebesfahrten der Eisheiligen.“)

Ich war in jungen Jahren ein leidenschaftlicher Tänzer, und so scheu ich war, auf dem Tanzboden schrak ich nicht vor dem schönsten und stolzesten Fräulein zurück. Immerhin geschah es mir öfters, daß mich so ein gutes Kind mahnen mußte, wir gerieten aus der Ordnung, wenn ich nicht fester zufasse, und aufmunternd die Hand auf meiner Schulter vorrücken ließ und, wenn auch das nur vorübergehend half, schließlich selber die Führung übernahm und mich anschaulich und nachdrücklich wissen ließ, was für eine ansehnliche Jungfrau sich mir da anvertraut hatte.

Von meiner Heimat aus hatte man einen Blick auf blaue Hügel, hinter denen weißschimmernde Berge in die Wolken stiegen. Und in jener Landschaft hauste ein Völklein, dem man nachsagte, daß kein Handwerker so zu Ehren und Ansehen bei ihm komme wie der Schuster. Schon die Schuhe, die ihm die Patin in die

Wiege lege, schleife dort jedes Fräulein im Tanze ab, und sei ein Weiblein so zu Jahren gekommen, ums nur noch im Sarge wohlzufinden, dann müsse man auch darauf achten, daß es nicht mit neuen Sohlen hineingerate — sonst stehe es aus dem Grabe auf und tanze um Mitternacht und Mitternacht, bis das letzte Leder von den Strümpfen gegangen. Fromm und gläubig, wie das Völklein war, hielt es nach dem tanzgesegneten Winter in der Fastenzeit die Beine im Saum, um aber mit Ostern bis in den jungen Sommer hinein jeden Sonntag bei Flöte und Fiedel aufs neue ausgiebig zu sorgen, daß kein Kummerfett seine schlanke Geschmeidigkeit vergewaltigte.

Ich hatte Frühjahrsferien zu Hause verlebt, und sie waren dem Ende nahe, als ich an einem milden Sonntagabend über den Hügeln, die aus weichen Schleiern klar und nahe aufstiegen, ein schönes Sternbild sah. Und das dünkte mich über einem Tälchen zu stehen, wo ich einmal auf der Heimkehr von einer Bergwanderung gerastet und alle Müdigkeit im Tanze mit den schlanken Schönen der Hirten und Bergbauern abgetan hatte. Aus der Ferne her glaubte

ich wieder die Musik zu vernehmen, die mich damals gelockt, und jung, wie ich war, zauderte ich nicht lange und vertraute mich der arg pustenden und rumpelnden Zweigbahn an, die jener Landschaft nahe landete. Und dann stieg ich in der jungen Nacht, die milchig leuchtete und voll war vom Dufte der wachen Erde, hinan, indes Hundegebell von den Höhen her mich mahnte, etwaiger Schelmengelüste beizeiten zu ent-

raten, denn die Schönen des Ländchens hätten ihren Cigier und seien wohlbehütet und bewacht.

Ein Pfad senkte sich zu einer Talmulde, und von einem niedrigen, breitgeduckten Hause, das in einem roten, rußigen Lichte wie in einer schwellenden Wolke stand, tönte vernehmlich jene Tanzmusik herüber, wie ich sie in der Erinnerung vernommen. Für einen tiefen Atemzug rastete ich, und dann war ich mit einigen federnden Schritten in der Schenke.

Die Bauern waren an Bergwanderer gewöhnt, schätzten es, daß durch solche Besucher mancher gute Bagen im Ländlein blieb, waren den Fremden gegenüber höflich und ließen es zu, wenn der eine oder andre sich ihrer Lustbarkeit für ein Stündlein gefellte. Waren sie doch ihrer jungen und alten Weiblein sicher, von denen keins außer Landes mochte und sich jedes der Heimat schon fern glaubte, wenn es die Glocken eines andern Kirchturms vernahm als des seiner Gemeinde. So ward ich in dem niedrigen Saal, wo rotleuchtende Öllampen an der balkengetragenen Holzdecke hingen und schier verschüttet zu werden drohten von Wolken und Wolken graublauen Tabakrauches, wenig beachtet. Ein qualmender Alter an einem kleinen Eckisch rückte artig zur Seite, und ich hatte ein Plätzchen, die Tanzenden zu schauen, untersetzte geschmeidige Bursche mit scharfgeschnittenem Gesicht, Mädchen mit feinen, an Madonnenbilder erinnernden Zügen. In blauer Weste, gelber Hose und blütenweißem Hemde gingen die Mannen, und die Mädchen trugen im zierlich gewellten Haar eine Flügelhaube, hatten am Stirnansatz Korallen und bunte Perlen



eingeflochten, mit langen Silberketten, die von den Schultern zu den Lenden rieselten, das Nieder geziert, und in den Ohren funkelten aus Goldsiliganc gewirkte Reifen.

Obwohl alles einträchtiglich gesellt schien, spürte, wer beobachtete, doch, daß es Unterschiede gab, Herren und Knechte, und jedes hielt sich zu seinesgleichen. Ein Mädchen nur, dessen Schmuck schwer und kostbar schien und dessen stolzes Gesicht, ein wenig voller als die meist zu einem spizen Oval neigenden der Landesgenossinnen, von den zartesten Farben leuchtete, wollte nirgendwo recht hingehören. Denn die jungen Hofbauern, denen man anmerkte, daß sie eines Erbes bewußt waren, hielten sich zu andern Schönen, und das Volk der Knechte scheute die hochmütigen Augen, den trotzig geschürzten Mund dieses Gastes. Unter den schwarzen oder dann flachsblonden Mädchen war es das einzige, das ein loses braunes, im Licht golden schimmerndes Gelock trug. Ich ertappte es über einem schwermütigen Blick der großen blaugrauen Augen, der verloren auf mir weilte, und war an der Bank, wo es zwischen einigen erhitzten, heftig atmenden Tänzerinnen saß, und neigte mich ihm zu.

Und dann stand das schöne Kind stattlich und schlank vor mir, und seine Flügelhaube überragte mich, der ich doch nicht gerade zu kurz geraten war. Sein Gesicht war durchflutet von einer weißen Flamme, der Mund blühte weich und voll, die Augen strahlten mir zu wie zwei blaue Sterne. So schwangen wir uns im Reigen, und ich tanzte wie nie in meinem Leben. Fest hielt es mich an sich gepreßt, und ich spürte jeden Atem der jungen Brust als eine zärtliche Liebkosung, empfand die Weise des Tanzes wie die holdeste Melodie, die von aller Erdschwere befreit und doch jede Bewegung unter das schönste Gesetz stellt, lag dem Mädchen im Arm, als sei ich für immer und allezeit eins mit ihm, und fühlte, daß es auch mir so am Herzen ruhte.

Es ging gegen Mitternacht, als ich meine Schöne zu einem Jurbiß bat, den ich in einem Nebenzimmer hatte richten lassen. Von dem dunklen Wein trank sie nur ein Schlückchen in einem Glase Wassers und dankte mir mit einem guten Blick, als ich ihr nach der Mahlzeit noch ein Schälchen heißen Kaffees kommen ließ. Und dann gestand sie: „Vielen Dank, daß Sie sich meiner angenommen. Ich tanze zu gerne, und so gerate auch ich dorthin, wo sich die andern freuen. Ach, und heute habe ich mich gefreut! Leben Sie wohl!“

„Sie wollen gehen — schon jetzt?“

„Jetzt, da es am schönsten ist!“ bestätigte das Mädchen. „Ich habe noch eine gute Stunde Wegs.“

„Und wer bringt sie heim?“ forschte ich.

„Wer mich heimbringt?“ Das Mädchen lächelte schwermütig. „Die es wagen möchten, denen laß ich's nicht zu, daß sie mich begleiten.“

„Darf ich...“ bat ich.

„Wozu?“ wehrte das Mädchen leise und hatte sehnsüchtige Augen, die in einer Ferne irgendwo weilten. Und dann sah es mich an, zärtlich und wieder verloren, und flüsterte, und das Klang von süßer Heimlichkeit: „Siebenschönchen nannten sie

mich schon, da ich noch ein Kind war. Und ein Jüngerlein bin ich geworden, und sie heißen mich immer noch so, und ist doch keiner auf dieser weiten Welt unter meinem Kammerfenster gewesen, der sagen dürfte, daß er mehr von mir wüßte als diesen Namen. Aber einmal kommt der Frühling! Und ich fürchte, der ist in dieser Nacht im Land und ist mit dir, der du da kommst, ich weiß nicht, woher, und gehen wirst, ich weiß nicht, wohin. — Wozu?“

Das Mädchen hatte den Kopf geneigt, demütig, als warte es auf eine Gnade. Eine Locke war über die Perlenschnur, die das Haar säumte, tief in die Stirn gefallen, und ich hob die leuchtende Locke und küßte sie. Und dann lag mir das schöne Kind am Herzen, und seine Arme umstrickten mich, als wollt es mich nimmer lassen aus dieser holden Gewalt, und ich trank seine heißen Küsse und seine Tränen und vernahm es, wie es immer wieder staunte: „Wozu...“

Der Mond stand hinter weißen Wölklein, die Erde duftete, ein Bach ging unter Stauden dahin, und ein silberner Nebel war von ihm aufgestiegen und hing in Schleiern an das Gezweig genestelt. Ein Fauchzen kam hinter einem Hügel her, fand irgendwo Antwort, ein Hahn krächte, weckte Gefährten — und wieder war nichts in der Nacht denn unser gedämpfter Schritt auf berasteten Wegen.

Ich hielt das Mädchen umfaßt, und es hatte mich zärtlich mit unter sein weißes weiches Tuch genommen, damit ich nicht friere.

Und so erzählte es mir, wie seine Eltern wohlhabend gewesen, durch den Trunk des Vaters aber um Hab und Gut gekommen seien. Der haufe jetzt mit Winkeladvokaten und Trörlern, die ihn vollends verderben, und wer auf sich halte, der gehe dem streitfüchtigen Säufer aus dem Wege. Die Mutter habe in jungen Jahren für das schönste Mädchen im Lande gegolten, und heute sei sie ein vergrämes Weib, das an nichts mehr Freude habe, keinen Schritt vor die Tür tue und Tag für Tag in denselben Lumpen keifend und klagend das Haus durchschlampe.

„Deswegen bin ich einsam,“ seufzte das Mädchen. „Und doch,“ meinte es und lächelte mir zu, „hat es so sein müssen, damit ich in dieser Nacht hier mit dir wandeln und wissen darf, wie du mich liebhabst.“

Wir stiegen einen sanft geneigten Hang hinan, und es schien, als endeten auf der Höhe Weg und Steg, als schieden sich dort Erde und Unendlichkeit.

„Da dünkt einen, als brauche man nur einen Tritt zu tun und man sei weit von der Erde. Aber gerade dort oben schauft du meine Heimat — was davon übrig geblieben...“ belehrte mich das Mädchen schwermütig. „Zuvor jedoch laß uns noch eine Weile rasten, und du magst den Kopf in meinen Schoß legen, und ich will mich über dich beugen, daß du nichts schauft, denn nur mich und etwa ein fürwitziges Sternlein, wie es durch mein Haar blinzelt. Nichts andres.“

Ein schwerer Stein, ein Findling, lag an einem Wiesenbord, und den hatte Siebenschönchen zum Sitz erkoren und mich zu sich niedergezogen. Und ich ruhte in seinem Schoße, des Mädchens Augen

über mir, wie sie dunkel und zärtlich in dem Dämmer der vorgefallenen Locken leuchteten, und unsre Lippen blühten immer wieder einander zu, und nichts sah ich als das schöne Gesicht der Geliebten und durch den Schleier ihres Haars ein Stücklein des schimmernden Nachthimmels, und darin tanzte ein goldenes Flöcklein von einem Stern.

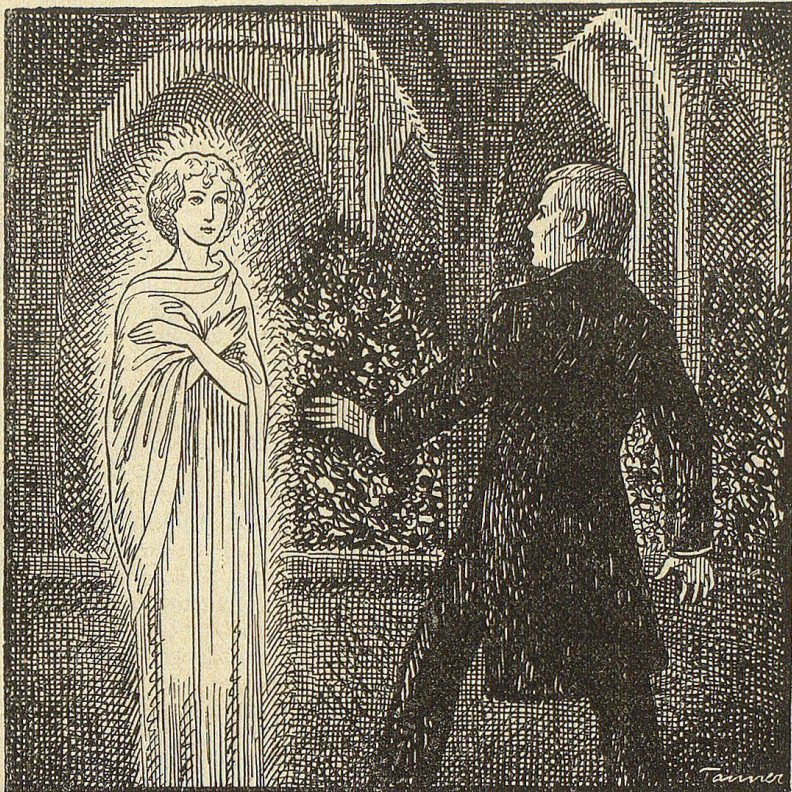
Ein Hund war unversehens um uns, hatte sich auf den Weg gelegt und schaute das Mädchen unverwandt an. „Ja, Bleß — ich komme...“ redete ihm Siebensöhnchen zu, war mit einem Seufzer aufgestanden und

ging mir voran. Von der Höhe sah man jenseits in einer Mulde ein großes Bauernhaus, schwarz unter feinen Schindeln im Mondlichte, von alten sperrigen Kirschbäumen umstanden und von drei Pappeln überragt. Ein armseliges Lichtlein schimmerte aus einer Kammer, und vor der weißen Wand, die von der Nacht draußen aufgeschichtet stand, schien es trübselig zur Finsternis in dem einsamen Hause zurückzuschlüchten. Unter einem Stein pochte eine Quelle, von einer Röhre rieselte Wasser in einen Trog, und wieder und wieder gurgelte mit einem Stoß ein starker Strahl hervor, und ein Gestäube von silbernen Tropfen stand dann für einen Augenblick vor dem Brunnen.

„Hier bin ich zu Hause — wo ich nicht zu Hause bin,“ stöhnte das Mädchen. „Die Wiesen sind verpachtet, fremdes Vieh steht in unserm Stall, und nur etliche Kirschbäume hat sich der Vater vorbehalten, damit er noch seinen eignen Schnaps brennen kann. Und die Mutter hat Tag und Nacht ihren elenden Kaffee im Ofen, den sie auch mit diesem Schnaps füßt, und einer mißgönnt ihn dem andern. Wie Menschen nur so herunterkommen können! Ach — wenn wir mittags beim Essen sitzen und ich schaue so Vater und Mutter, dann ist mir bisweilen, ich sei geboren für dieses Glend und müsse Gott auf den Knien anschreien, mich bald sterben zu lassen — denn wenn ich am Leben bleibe, wird es nicht lange dauern, und ich werde so sein wie sie.“

„Für solches Glend ist niemand geboren,“ tröstete ich. „Dich hält nichts, Mädchen.“

„Ich bin hier geboren,“ wehrte es traurig, „und bin hier froh und frei als Kind gegangen, und wenn die Mutter klagt, dann meine ich doch wieder, ich müß sie aufrichten können aus all dem Jammer. Aber lasse ich meinen Arm von ihr, dann sei sie vollends verloren. Gott weiß, warum mir ein Herz gegeben worden. Ach, schau nicht so leidmütig drein!“ suchte das Mädchen dann zu scherzen. „Ich bin eine Sammertante und hör’ die Eulen bei Tage schreien.



Ein Mensch kann dem andern nichts Bößlicheres geben als sich selbst. Und du bist mein, und ich bin dein. Oh!“

Lärmende Stimmen waren auf der Höhe laut geworden; der Hund war hinaufgefahren, und besorgt hatte Siebensöhnchen meine Hand gepackt, mich in einen Futtergang gezogen und die Tür von innen mit einem Holzkeil zugepflockt. Näher kamen die Nachtschwärmer, ein

Trunkener schimpfte wüßt, und andre lachten und grölten. Dann ward auf eine verschlossene Lade gehämmert, ein Fenster klirrte, und ein Weib keifte.

Schwerfällig

tappte sich ein Mann die Hauswand entlang, stemmte sich wider die Tür, hinter der wir im Dunkeln standen, lautlos, kaum atmend, fluchte greulich, stampfte weiter und dann hörte man die wüste Gesellschaft wieder ferner, wie sie johlte:

„Und was eine schöne Ziege ist,
Die will halt ihren Zieger;
Und wer eine schöne Tochter hat,
Bekommt bald einen Schwieger!“

Siebensöhnchen hatte die Tür aufgestoßen und lauchte in die Nacht. „Sie gehen alle in den Heustadel und schlafen dort ihren Rausch aus. Und da ist keiner, der nicht mit der Waise zwischen den Zähnen herumführe, und doch will’s kein Unglück geben und die Herberge samt ihren Gästen niederbrennen, daß man die Asche über den Berg blasen könnt.“

Ich hatte dem Mädchen einen scheuen Blick zugeworfen, und das lächelte traurig. „Ja — so denk’ ich. Es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht anders

kann, und ich muß es tragen, wenn du deswegen fremdest. Leb' wohl!"

Es hatte mir die Hand gereicht, kühl, wie einem flüchtigen Bekannten. Und zagend hatte ich die ergriffen, bestürzt über die Wandlung, als mir das Mädchen am Halse hing und mich unter Krüssen und Tränen bestürmte: „Nimm mich mit — hier sterb' ich! Wärest du nicht gekommen in dieser Nacht — ich hätt's vielleicht noch länger getragen und endlich vergessen gelernt, auf den Frühling zu warten. Nimm mich mit! Ich will deine Magd sein, und du kannst mich heißen: Komm! — und ich bin da, und mich heißen: Hinweg! — und ich werd' mich in einen Winkel verkriechen und warten, bis wieder Sterne durch die Nacht gehen. Und sie sollen mich nicht umsonst Siebenschönchen geheißten haben — oh, keine Kammer soll so dunkel sein, daß sie nicht hell aufleuchtet, wenn ich komme und dich küsse. Nimm mich mit!"

Ich wußte keinen andern Trost für das Mädchen, als daß ich es zärtlich an mich drückte. Und da ich schwieg, löste es sich aus meinen Armen, strich sich das Haar zurück und lächelte, daß es mir das Herz zerriß. „Ich tue dir weh mit meiner Torheit. Mußt mir nicht gram darum sein. Mein — ich hab's nicht verdient. Du sollst dich nicht schämen müssen, und soll keiner mit den Fingern auf dich deuten und dich deines Liebchens willen höhnen dürfen. Und wenn ich dich wiedersehe, soll's sein, wo mich keiner schaut als du allein, und wenn tausend um dich herumstünden und mit dir scherzten und lachten! Wenn ich gestorben bin, du, dann soll's geschehen, daß ich dich noch einmal grüße, ehe ich dort einkehre, wo einem das Gedächtnis verschlossen wird, damit man glücklich sei. Und vielleicht will ich's gar nicht, daß man mir so tut. Wer weiß! Leb' wohl!"

Das Mädchen war auf den Weg getreten, und der Hund war vorangesprungen, schaute sich nach ihm um, als es zurückblieb, und duckte sich ins Gras, als er es warten sah. „Leb' wohl!"

Ich war auf dem Hügel und tat etliche Schritte den Hang hinunter, sah hinter mich und schaute nichts denn einen lichten Himmel und blassende Sterne. An dem Fiedling fiel ich nieder, preßte die heiße Stirn wider den kühlen Stein und biß die Zähne auf einander, um nicht laut hinauszuschreien. Und dann ging ich einsam durch die Nacht, Weg und Steg, wie sie sich wirrten und kreuzten, und kam im Morgen grauen heim und wußte nicht, welche Straße ich gefahren ...

Der Sommer ging dem Ende zu, und wieder erlebte ich einige Ferienwochen in der Heimat. Da waren Monate gewesen, in denen die Erinnerung an Siebenschönchen blaß und zart geworden war, und als ich jetzt die blauen Hügel wiederschaute, wollte es mich dünken, daß ich in jener Frühlingsnacht im Traum ein schönes Mädchen geküßt, und es wäre vergebens, wollte ich auf Erden die Stätte suchen, wo ich's gehezt. Ich scheute den Weg dorthin, als führe er an kein Ziel, als atme das Mädchen nicht drüben hinter den Hügeln. Und wenn ich danach frage, werde man mich anstaunen, und eine

graue Alte werde mich bescheiden, vor fünfzig und mehr Jahren habe man der Jungfer, wie ich sie suche, das Totenglöcklein geläutet, und habe sie sich heuer im Frühling für eine Nacht gezeigt, so müsse man für eine arme Seele beten, daß sie doch endlich Ruhe im Grabe finde. Meine Sehnsucht aber war wach und wuchs mit jedem Blick zu den Bergen in der Ferne und bedrängte mich, daß ich die seltsame Scheu ablege und mich mit einem Rosenstrauß rüste und ans Fenster eines Kammerleins poche, wo Siebenschönchen wach liege und meiner warte. Unruhe trieb mich umher; ich ging dem Weine nach, und oft saß ich im Garten eines alten Gasthofes, eines ehemaligen reichen Klosters, das, auf einer Insel gelegen, durch eine leichte Brücke mit der nahen Straße verbunden war. Das Wasser stand blau um das Haus; ein silberner Schimmer war um die Kronen alter Bäume, und von einem feinen feuchten Hauche funkelten tausend und abertausend Blumen auf sorglich gepflegten Beeten. Und wenn ich so in die Bläue träumte, war mir wohl, auf einem der Wege, die aus duftendem Gebüsch her einen Brunnen mit einer goldschimmernden Nymphe suchten, müsse langsam ein schlankes Mädchen gewandelt kommen, lose gegürtet, wie eine edle Griechenschöne, und eine Locke liege ihm auf der Stirn, und daran merke ich, daß mich Siebenschönchen da grüße.

Es begab sich, daß in diesem Gasthof eine Hochzeit gefeiert wurde, zu der auch ich geladen war. Unfre Landschaft galt für reich an schönen Mädchen, und zu diesem Feste waren nicht die letzten aufgebeten worden. Geschmückt gingen sie einher, lockend und froh, und ein weiches, blondes Geschöpf, dessen Hals, Nacken und Schultern unverhüllt leuchteten, wußte von gemeinsamen Kindheits Erinnerungen zu erzählen, und die lachenden blauen Augen funkelten sich übermütig an, als ich mich seiner Tanzkarte versicherte und dort zu meinen Gunsten beschlagnahmte, was nur zu haben war. Und dann spielte die Musik auf, und ich trat mit meiner Partnerin an, und im selben Augenblick überschüttete mich eine Wolke von Traurigkeit und kälte mein Blut, daß ich nicht anders konnte, als gequält aufzustöhnen.

„Was ist Ihnen?“ sorgte sich meine erschrockene Tänzerin.

„Ein Herzweh, das vorübergeht,“ beruhigte ich das Mädchen. „Sie verzeihen mir, wenn ich für eine Weile das Dunkel suche ...“

Ich hatte einem Bekannten gewinkt, der sich artig der bestürzten, mit Tränen kämpfenden Schönen annahm, und war hinausgetreten aus dem festlichen Saal in den dämmernden Kreuzgang, der ein Viereck mit üppig blühendem, süß duftendem Oleander umschloß. Da geschah es, daß ein schlankes Mädchen vor mir stand, lose gegürtet, umleuchtet von einem weißen Licht, das von ihm selber ausging. Und was mich mit einem zärtlichen Lächeln und doch mit Augen voll unendlicher Sehnsucht grüßte, das war Siebenschönchen.

„Du!“ schrie ich auf, und da war die Erscheinung geschwunden. Eine späte Amsel war aus dem Busch aufgestiegen, rote Flocken stoben auf, und in dem von

Mauern und Wänden umschlossenen Geviert verging der gellende Ruf des Vogels gleich einem Notschrei aus einem Verlies. Wie ich war, im Festkleide, suchte ich die Straße, und dann lief ich ins Land hinein, den Hügeln zu. Tief war die Sommernacht; Sterne waren am Firmament, die sich lösten und in dieses dunkle Meer tauchten, und über ihrer goldenen Spur wellte die Finsternis dahin.

Ein Hund klagte, hinter einem Kammerfenster blühten Kerzen in die Nacht, und ich vernahm im Schatten eines Baumes das eintönige Murren von Gebeten und das Schluchzen und Wimmern eines Weibes. Ein steifer, vierchrötiger Gefell, den Kopf vornübergebeugt, kam vom Stall her, sprach verdrossen mit sich selber und machte sich am Brunnen zu tun. Ich nahte mich ihm, schaute in ein verwüstetes graues Gesicht und fragte, ob es ein Leid im Hause gegeben.

„Meine Tochter ist ums Junachten gestorben,“ murmelte der Alte. „War stark und stolz wie eine Bergtanne, und ist doch keine zwanzig Jahr alt geworden. Das hat man von den Kindern und gar von einem einzigen! Am letzten Tanz im Frühjahr ist's gewesen, da hat sie sich's geholt — seither ist sie nimmer gewesen was sie war. Arme Leute sind dazu da, daß sie von Gott und Menschen noch besonders geschlagen werden,“ lästerte der Trinker. „Das schönste Mädchen im Land, und jetzt so wenig wert, wie eine tote Fliege. Wenn der Himmel seinen Zorn ausläßt, ist's an denen, die schon unglücklich genug sind. Ich glaub' schon lange nicht mehr, was der Pfarrer dahersalbadert,“ höhnte der Alte in jener Sprache, die er sich in der Schenke ruhmrednerisch angewöhnt hatte.

Im Gasthof, wo ich mit Siebenschönchen getanzt, hatte ich Herberge genommen, und dann war ich Zeuge geworden, wie man das tote Mädchen nach altem Brauche im Kirchlein aufbahrte. Im offenen Sarge lag es in seinem Sterbehemd, die Lippen leicht geöffnet, die Augen unter langen Wimpern geschlossen, über der Stirn eine einzelne Locke. Brunkvoll gestickte Fahnen standen ihm zu Häupten, Kerzenlicht spendete goldfarbene Schatten und spielte auf einer Decke von weißen Rosen. Von Stunde zu Stunde und so auch die Nacht hindurch lösten sich Verwandte und Bekannte ab, um am Sarge zu wachen und zu beten. Und darüber geschah's, daß ich einmal für eine kurze Weile allein mit der Toten war, und indes eine ersterbende Kerze aufknisterte, eine Gloriole von Gold um das blasse Haupt hing und verging, hatte ich die Locke gehoben und geküßt, wie voreinst. Und dann,

als neue Beter nahten, war ich hinausgegangen und hatte im Wirtshause den Vater des Mädchens gefunden, wie er inmitten einiger Bauern saß und den Trachtenschmuck seiner verstorbenen Tochter rühmte, daß er altes Erbteil sei, reich an Gehalt und Gewicht. Und dabei zerrte er mit zitternder Hand die Silberkettlein aus der Rocktasche hervor, und die raschelten und ballten sich auf dem Tisch zu schimmernden Häuflein. „Wer bietet?“ forschte er in der Runde. Er habe keine Tochter mehr, daß sie sich damit puke.

Die Bauern hatten gierige Augen und ließen doch alle mit einem Gebot auf sich warten. Und als endlich einer eine bescheidene Summe nannte und sie zauderten, aufzusteigern, trat ich hinzu und bot das Doppelte. Der Schmuck müsse in der Gemeinde bleiben, knurrte der erste Bieter; der sei nicht für fremdes Volk. Doch als die Bauern nickend beistimmten und mich mit scheelen Blicken musterten, war der Alte aufgefahren, hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen und von Wucherern gewütet, wie sie den ins Elend Geratenen bis aufs Blut ausbeuten. Aber einmal sollen sie ihren Meister finden — niemand werde ihn daran hindern, mit seinem Eigentum zu tun, wozu er Lust habe. Und er hatte mir die Silberkettlein, Schnallen und Nadeln zugeschoben, und ich ließ mich von mißgünstigen Augen nicht anfechten, barg den Schmuck in meiner Tasche und zahlte außer dem Kaufpreis noch eine Runde für die Gesellschaft, daß sie auf meine Gesundheit anstoße. Aber die schwieg verstockt und überließ es dem verkommenen Alten, mit dem Wein fertig zu werden.

Der Tag war blau, frühe Zeitlosen standen in einem feuchten Grunde, und ein Falke hing hoch, hoch über dem Kirchlein mit dem Gottesacker, wo man Siebenschönchen in die Erde bettete. An einem Bache rastete ich, lauschte auf das Glöcklein, das dem Mädchen ins Grab läutete, wand mir eins der Kettlein um den Arm und glaubte den Duft des jungen Leibes zu spüren, wie er mir in einer Frühlingsnacht so nahe gewesen. Und dann sah ich durch einen Schleier von Tränen in eine Ferne weit von dieser Erde, und dort ging, leicht und leicht gewandt, wie eine edle Griechin, ein schönes schlankes Mädchen und grüßte, und auf seiner Stirn lag eine braune Locke, und damit spielte der Wind und hob sie, daß sie als eine goldene Flocke in der Bläue stand. Und ich schrie: „Siebenschönchen!“ und ein Widerhall war in den Hügeln und verging, und ein Glöcklein schwieg, und mir war, die Stille breche über mich herein und verschütte mich wie ein Grab.

Hochsommer.

Nun läßt mein kleiner Garten
Im vollen Staat sich sehn;
Ich wollt', ich könnt' ihn warten
Und seine Wunder verstehn!

Die Feuernelken glühen,
Die Lilien leuchten rein,
Das ist ein Prahlen und Blühen,
Als könnt' es immer so sein.

Es klettern die ledern Winden
Bis über den Zaun hinaus
Wo sie keinen Stab mehr finden,
Blicken sie fragend aus.

Alfred Huggenberger.